

Kritik als Stolpern und Erschrecken – Kritik aus Trotz

Paul*A Helfritzsich

Abstract

Out of a personal narration, the author explains a way of stumbling in to critiques, of finding the motivation for these critiques of the given in a general mood of being shocked by the cruelty of everyday structures, and finally, out of defiance against the overwhelming power of structures, of carrying on this critiques. Why carry on with critique? Because the status quo should not be the end nor the prediction of all what can come next.

Title

Critique as stumbling and getting shocked – criticism out of defiance

Keywords


philosophy, queer, drag, theory of emotions, social critique

Wie und zu welchem Zweck setzt man die Gesellschaft und damit sich, das eigene Ich, welches ohne die Rahmung der Gesellschaft nicht zu denken ist, der Kritik aus? Mit dieser Frage überschreibe ich die folgenden Sätze, Absätze und Seiten, weil in ihr sowohl liegt, was mich wissenschaftlich zu diesem Zeitschriftenprojekt der *Außeruniversitären Aktion (AuA)* gedrängt hat, als auch – das Wort *gedrängt* bereitet schon den Raum für das Kommende –, was mich persönlich zwingt, denn es ist mehr ein widerfahrener Zwang als eine souveräne Entscheidung, den sicher scheinenden, wissenschaftlichen Turm aus Elfenbein zu verlassen und weitläufigere Kritiken und Kritikformen anzuvisieren – ihnen Raum zu verschaffen –, so wie sie fortlaufend aus der Zivilgesellschaft an die Politik, unsere Art und Weise zu leben (die Kultur), die Wirtschaft und die Wissenschaft herangetragen werden. Dies geschieht mit wechselndem Erfolg, zuletzt und zurzeit macht sich eher eine Flaute breit, was die Beachtung dieser zivilen Kritiken und Kritikformen angeht. Sie zeigt sich darin, dass den vielfältigen Formen der Kritik – seien es solche, die mehr Beachtung finden wie bspw. die der Klimaaktivist*innen, oder die aus der LGBTQIA*-Community, dem Feminismus, dem

Corresponding author: Paul*A Helfritzsich;

aua-redaktion@riseup.de

<http://orcid.org/0000-0002-9229-5007>;

 Open Access. © Paul*A Helfritzsich 2022, published by transcript Verlag

This work is licensed under the Creative Commons Attribution 4.0 (BY) license 2022

Antikapitalismus, diejenige Kritik der migrantischen und postmigrantischen Stimmen, der antifaschistischen Widerstände und vieler weiterer – meistens sowohl in der medialen Berichterstattung als auch in der Politik selbst mehr die Rolle unüberlegter Aussagen zukommt, sodass diese eher mit Lärm verglichen werden, den die Zivilgesellschaft ausstößt, als sie wirklich als ernst zu nehmende Kritik und wichtige außerparlamentarische und außeruniversitäre Stimmen zu verstehen.

Bevor ich weiterschreiten werde, diesen Zwang zur Kritik an Gesellschaft und am »Ich« auszuführen, möchte ich hier nun einige Zeilen über mich verlieren, d.h. mich verorten, in einer Gesellschaft, die sowohl horizontal, d.h. in einer sozialen Schicht – bspw. durch Geschlecht oder sexuelle Orientierung –, als auch vertikal zwischen den sozialen Schichten – vorrangig durch die ökonomische Situation – von vielen Brüchen und Rissen geprägt ist, so kurz wie möglich bestimmen, wo ich stehe: In ein ökonomisch gut gestelltes, akademisches Familiengefüge nach der Wende in Deutschland geboren, waren die ersten Jahre meines Lebens auch nach der Trennung meiner Eltern sehr behütet. In der Schule – genauer im Gymnasium – lernte ich dann, was es bedeutet, in ein dörfliches Milieu hinzugezogen zu sein, ein Etikett klebte an mir, das ohne wirklich sichtbaren Unterschied eine Sonderstellung für mich auswies. Getuschelt: »Der« ist irgendwie komisch. »Der« ist anders. Und für diese Andersheit hatten meine Mitschüler,¹ vor allem die Älteren nur ein Wort, es sich zurechtzulegen: »Schwuchtel«.

Zu diesem Zeitpunkt kam die Beleidigung einem Teil meines »Ichs« zuvor, dank ihr, trotz ihr konnte ich zu einem pluralen »Ich« werden, kann ich nun sagen: »Ich, nein wir leben queer und drag.«

Dank meiner sonst sehr privilegierten Situation als Kind gutverdienender Akademiker*innen konnte ich diesem Ort und der beleidigenden Zuschreibung den Rücken kehren – was hieß, in Bücher flüchten – und die Linie der Akademiker*innen väterlicherseits in der dritten Generation fortsetzen. Trotz oder gerade wegen dieser Flucht in die Bücher verfolgte mich die beleidigende Zuschreibung weiter. Ich entdeckte in den Büchern Figuren, die sich so verhielten, wie ich es gerne wollte, die tough und selbstsicher mit der Welt umgingen; ich lernte viel von ihnen. Am meisten, so zu spielen, als ob mich nichts treffen könnte. Doch ich entdeckte auch Figuren, die sich so verhielten, wie es mir durch die Beleidigung zugeschrieben wurde, die das Verfemte, das Begehren eines anderen Geschlechts und den Sexualakt mit diesem auslebten. Diese Figuren – und ein nur durch Bandbreite uneingeschränkter Zugang zu digitalen Orten – waren in Verbindung mit der Beleidigung die Anfänge meines Nachdenkens und meines Nun-immer-sicherer-Seins, dass das männliche Geschlecht für mich nicht nur das ist, was ich von Geburt an selbst sein sollte, sondern auch Ort des Begehrens – aber nicht ausschließlich. Je länger dieser Anfang mich begleitet, desto klarer wird: Weder *bin* ich ein Mann, wenn das bedeutet, ein Mann nach dem Modus dessen zu sein, was unter heteronormativen Bedingungen damit gemeint ist, noch entspricht meine Sexualität derjenigen, die erwartet wird, wenn Mensch ein Mann sein soll.

Diese Kurzbeschreibung eines Lebens, meines Erlebens, führt Sie – liebe Leser*innen – zurück zum Zwang, aus dem die Kritik bei mir entstand: Doch nicht allein diese Erfahrungen sind es, die das Bestehende als zutiefst fragwürdig erscheinen lassen, nein, es war vor allem auch immer wieder mein eigenes Verhalten, das, obwohl es nicht

1 Die maskuline Form ist hier Absicht, da es vor allem andere männlich gelesene und sich als männlich verstehende Mitschüler waren, in deren Reihen diese Form des Umgangs geschah.

passte, mehr als einmal eine persönliche Beziehung zu anderen Personen ungerecht gestaltete – ich war, um es milde auszudrücken, ein Arsch. Ebenso habe ich Menschen, denen es finanziell deutlich schlechter geht und die auf offener Straße um Zuwendung baten, diese vielleicht auch energisch forderten, links liegen gelassen und ihnen ohne den Ansatz einer an sie gerichteten Geste ihr Subjektsein abgesprochen, ihnen jegliche, wenn auch unterdrückte Selbstwirksamkeit versagt und mich rassistisch verhalten, wenn nicht offen, so durch strukturell verankerte Gesten, Meinungen und Blicke, also den alltäglichen Umgang.

Um etwaigen Gedanken Ihrerseits vorzubeugen: Ich glaube nicht, dass, würde ich mich in jeder Situation »gut« verhalten, die Probleme dadurch verschwinden würden. Sie zu lösen, bedarf es struktureller Änderungen in Politik und Wirtschaft. Jedoch bin ich der festen Überzeugung, dass sie strukturell nie geändert werden können, wenn dies nicht eine Veränderung der alltäglichen Praxis des Umgangs miteinander einschließt, diese Veränderung im Alltag möglicherweise sogar eine strukturelle Veränderung begünstigen kann. Diese Vorstellung käme einer Kritik und Veränderung von »unten« gleich, die nicht erst das Gesetz oder die wirtschaftliche Verordnung abwarten würde oder bräuchte, um dann von »oben« langsam in die Gesellschaft zu tröpfeln. Und genau das ist etwas, von dem ich hoffe, dass wir es mit dieser Zeitschrift anstoßen können: ein gemeinsamer Dialog, eine kritische Praxis, die sowohl die Strukturen wie ihr Erscheinen in den alltäglichen Situationen herausfordert, sie in Frage stellt und sich damit Gehör verschafft und damit vielleicht mehr Wirksamkeit und Konsequenzen hervorruft, als es ohne diese Zeitschrift, ohne den Ausruf des schmerzhaft Betroffen-Seins aufseiten des Bestehenden, als es ohne »*aua*« der Fall wäre.

Etwas noch zum Abschluss: Vielleicht ist es – ja, okay – es ist auf jeden Fall zu pathetisch: Am Anfang war das Stolpern, das Erschrecken, das mein Herz zerreißen Gewahr-Werden meiner eigenen Unfähigkeit und Verstrickung in die gesellschaftlichen Formen, die mir schon so lange Unbehagen bereiteten und die ich glaubte, theoretisch durchschaut zu haben – jedoch ohne sie damit abzulegen. Am Anfang meiner Überlegungen zu dieser Zeitschrift und damit am Ende dieses Textes steht die Fassungslosigkeit über eine angeblich pragmatische Politik des »Weiter so!« und des »Auf-Sicht-Fahrens«, die keinerlei Wege oder Veränderungen zu erblicken vermag, sei es, was die Rechte von Minderheiten und deren Schutz oder die Möglichkeit bzw. den Gedanken angeht, dass ein Pfad vom Kapitalismus wegführt. An diesen Weg wird sich geklammert, weil es der letzte Strohalm derer ist, die keine Verantwortung übernehmen. Sie schlagen lieber immer mehr Rodungen unterschiedlichster Art zum Erhalt des Kapitalismus – seien sie ökonomischer, sozialer, politischer, privater oder kultureller Natur –, um nicht zuletzt alles zu opfern, solange nur die Produktion und die Anhäufung von Reichtum Weniger weiterlaufen kann, da dies, so scheint es, der einzige noch sichtbare Maßstab dafür ist, wie es einer Gesellschaft geht und wie sie zu beurteilen ist. Durch diesen Maßstab lässt sich dann die grassierende Misogynie, ein anwachsender Rassismus, Antisemitismus und Antiziganismus genauso verdecken wie die Feindlichkeit gegenüber LGBTQIA*-Communitys, die weitverbreitete Polizeigewalt und – um einen Abschluss, aber kein Ende dieser Reihe zu formulieren – lässt es sich scheinbar damit rechtfertigen, unzählige Menschen an den Grenzen dieser Welt und speziell an den EU-Außengrenzen sterben oder unter furchtbaren Bedingungen überleben zu lassen.

All das lässt hoffnungslos auf die unverantwortbare Situation blicken. Wie weiter? Mir fällt kein notwendiger Grund ein; nur eine dadurch erzwungene Reaktion, die in Kritik münden kann: *Trotz!* Denn das darf noch nicht das Ende sein.